

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft Heft 20

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den ersehnten großen Dichter des Naturalismus zu schauen. Aber er blieb in seinen kleinen Bildchen aus dem täglichen Leben stecken, wo er sein Bestes, seine Güte, hineinlegen konnte. Zur Zeit der Dreyfus-affäre wandte er sich endgültig und vollständig von Zola ab und bekehrte sich zum eifrigen Katholizismus, den er mit Brunetière als geistiges Haupt leitete. Obwohl er nicht in hohem Alter gestorben ist, hatte er doch seinen Ruhm seit Jahren überlebt, und die moderne französische Literatur kann auf ihn schon wie auf einen historisch Gewordenen zurückblicken.

Pariser Theater. Die „Opéra“ hat ein seit 150 Jahren nicht mehr aufgeführtes und vollständig vergessenes Werk wieder zu Ehren gezogen, Rameaus „Hippolyte et Aricia“. Die neue Leitung der größten französischen Musikbühne hat

damit hoffentlich nicht zum letztenmal ein historisches Experiment versucht, wie sie anderswo schon oft mit dem besten Erfolg gemacht wurden. Natürlich konnte der zierlich altertümliche Charakter dieser Musik niemals einen eigentlichen Bühnenerfolg erzielen; aber die Liebhaber werden den Direktoren für einen echten Kunstgenuß zu danken wissen. Auch die „Comédie Française“ hat durch eine verspätete Aufführung ein Unrecht gutgemacht. Allerdings ist der Dichter des „Polyphème“, Albert Samain, erst vor wenigen Jahren gestorben, und die Tragödie, die nur zwei Akte hat, wurde schon im „Oeuvre“ aufgeführt. Aber durch die Annahme des Stückes an dem ersten Theater ist der Ruhm des Dichters, in dem Frankreich einen seiner größten Lyriker verehren sollte, gleichsam auch amtlich anerkannt.

Hector G. Preconi.

Bücherschau

Ortsnamen und Sprachwissenschaft; Ursprache und Begriffsentwicklung. Von Dr. K. Täuber. (Zürich, Orell-Füssli.) 213 S., Fr. 6.

Ein französischer Gelehrter nannte einmal unter den Hauptursachen menschlicher Zwietracht und Geistesverwirrung die Theologie, die Liebe und die Etymologie. Zweifellos ist jedenfalls, daß gerade auf diesem Gebiet trotz der in letzter Zeit rapiden Fortschritte der Sprachwissenschaft noch viel unerforschte Gegenden zu entdecken sind, ehe mit einiger Sicherheit gearbeitet werden kann. Zumal in der Orts- und Namenetymologie ist das Kelische immer noch der Urwald, dem alles entstammen muß, was man sonst nicht erklären kann. Ich brauche nur, was schweizerische Verhältnisse betrifft, an das Studersche Buch über unsere Ortsnamen zu erinnern, in dem die Phantasie so glücklicherweise ergänzt, was der Wissenschaft unverständlich bleibt.

Karl Täuber, der sich außer seinen bekannten Veröffentlichungen über die schweizerische Bergwelt schon einmal über „Neue Gebirgsnamen-Forschungen“ (Stein, Schutt, Geröll) ausgesprochen hatte, stellt nun seine Untersuchungen unter dem obgenannten Titel auf eine breitere Basis. Er ist der Meinung, daß man hier nicht von Fall zu Fall verfahren könne, sondern nach bestimmten Prinzipien vorgehen müsse. Von dem Grundsatz ausgehend, daß je näher man an den Ursprung der Sprache heranreicht, die Verhältnisse desto einfacher werden, begegnet er sich mit Trombetti, der nachwies, daß bestimmte Wörter in der Urform nicht nur eine Tätigkeit oder einen Zustand, sondern zugleich ihr Subjekt bezeichnen. So gelangen wir zu Täubers erstem Grundgesetz: „Das Urwort ist ein Substantiv von primitivster realster Bedeutung; dieses Substantiv wird mit fortschreitender Kultur . . . als Eigenschaftswort und Tätigkeitswort gebraucht und

hernach immer weiter entwickelt, differenziert, bildlich gebraucht, erweitert und im Drang nach Kürze wieder zusammengezogen.“ Von hier ist es nur ein Schritt zum zweiten Grundgesetz: „Diese Vorwörter sind einsilbig; zusammengesetzte Konsonanten sind nur durch Kontraktion entstanden; die wichtigsten ersten Wörter bilden sich instinktiv.“

Nach diesen Grundsätzen gruppiert der Verfasser mehrere Duzend Ortsnamen unter verschiedene Wurzeln: par = Wiese (ähnlich blas); bar = Höhle; var, val = Alpwiese; tar, dar = Holz; ma = Nahrung; la, ka, na. So wäre von par Preta, Brotkrume, Praž, Prož, Paradies, Prättigau abzuleiten. Von bar kämen Bergün, Balm, Barm, Baumes, Barga, Bern, Bärschwil, Bellinzona, Bregenz, Brigen, Brig; von tar Turbental, Tourbillon, Verborence, Dala, Daill, Daro, Turtmann, Territet; von ma käme Mett, Muota, Mythen, Mailand, Meilen, Madretsch, Maderan, Magadino usw.

Man sieht, daß die ganze bisherige Ortsetymologie durch diese Theorie über den Haufen gestürzt wird. Das Ei des Kolumbus ist wieder einmal entdeckt worden. „Das Problem ist gelöst . . . sowohl was die Verfolgung der Sprachentwicklung seit ihren ersten Anfängen, als was die ältesten Ortsnamen anbetrifft. Hundertfach bestätigt sich jede Behauptung; ein Satz, ein Begriff knüpft sich an den andern in logischer Kette, und das Ende der Kette verbindet sich mit dem Anfang wie ein mathematischer Beweis.“

Ich fürchte, die Dinge liegen nicht so einfach, so verführerisch auch die Hypothesen des Verfassers sind. Laien können hier nicht entscheiden. Der schweizerische Trombetti muß wie der italienische vor dem Forum der Wissenschaft seine Sache verteidigen. Energische Ablehnungen und ironische Bemerkungen über phantastischen Dilettantismus werden nicht ausbleiben. Anderseits werden begeisterte und kritiklose, durch dick und dünn mit Täuber marschierende Anhänger der Sache noch weniger nützen. Auf eines aber hat der Verfasser

Anspruch: auf eine ernsthafte Prüfung und sachliche, vorurteilslose Diskussion seiner Thesen trotz ihrer verblüffenden Einfachheit und trotz ihres revolutionären, allerlei Lieblingstheorien rücksichtslos vernichtenden Charakters. Es wird interessant sein, den Kampf zu verfolgen, der sich gerade jetzt, wo ein welsches, etymologisches Ortsnamenlexikon geschaffen wird, um das mutige, kühne Buch entspinnt. Möge sein tatensfroher Verfasser in seinen Erwartungen nicht zu sehr enttäuscht werden!

E. P.-L.

Dein Volk sei mein Volk. Aus dem Dänischen der Laura Kieler übersetzt von Orton Beg. Bern, Neukomm & Zimmermann. 240 S.

Ob schon das Buch schon vor einigen Jahren erschien, verdient es jetzt noch ein Wort der Empfehlung, da es unseres Wissens in weitere Kreise nicht gedrungen ist. Es behandelt die Verdeutschung des früher dänischen Schleswig, des sogenannten Südjütland d. h. die Gegend von Tondern, Hadersleben, Flensburg usw. Die Verfasserin schildert das gewaltsame und oft kleinliche Vorgehen der Deutschen in den oberen Provinzen, wie es sich in den Ausweisungen unschuldiger Dienstleute, in der Spaltung von Familien usw. äußert. Vieles dabei mag einseitig geschildert sein, und selten genug wird ein Eroberer im Anfang ohne Schärfe und Gewalt seinen neuen Untertanen gegenüber auskommen. Aber der Wert und der Unwert des Buches liegt nicht in seiner politischen und tendenziösen Seite. Er beruht vielmehr auf der äußerst lebendigen und psychologisch feinen Schilderung von Land und Leuten. Von der angestammten Bevölkerung, ihren patriotischen Starrsinn, ihrer Zähigkeit, ihrer unter der Asche glühenden Liebe zum alten Vaterlande, ihrer unerschütterlichen Treue und Ehrenhaftigkeit erhält man ein so scharf gezeichnetes, eindrucksvolles Bild, daß das Buch bleibenden Wert hat und gerade bei uns, mit unseren landschaftlich so stark verschiedenen Verhältnissen, ungemein interessieren muß. Von einigen Helvetizismen abgesehen, hat sich die Übersetzerin

ihrer Aufgabe in vorzüglicher Weise erledigt.

Friedrich Spielhagen. Ausgewählte Romane. Volksausgabe, 10 Bände in 5 eleganten Leinenbänden, 18 Mark. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Im November 1863, wenige Wochen vor seinem Tode, schrieb der große Maurersohn aus Wesselsburen mit Bleistift auf einen Bogen weißen Papiers seine Gedanken zu einem „Theaterstück“: Clara Vere. Den Stoff dazu hatte ihm eine Novelle Friedrich Spielhagens gegeben, die 1857 erschienen war.

Fünzig Jahre sind vergangen seit dem Erscheinen jener Novelle, die Spielhagen selbst freilich später nur als „Schülerarbeit“, als „Probefchrift“ gelten lassen wollte. Seit einem halben Jahrhundert kämpfen die wechselnden Generationen um die Wertung von Spielhagens Kunst. Maßlos bewundert nach dem Erscheinen der „Problematischen Naturen“ (1860), schonungslos angegriffen nach den „kritischen Waffengängen“, die die Brüder Hart 1884 gegen ihn führten, bricht sich erst jetzt eine gerechtere Würdigung seiner Kunst Bahn. Die reine, ehrliche Persönlichkeit des Dichters, die R. M. Meyer mit Luther, Lessing und Uhland vergleicht, wird heute wie einst vor 50 Jahren bewundert. Und seine Dichtungen sind uns vor allem lieb als Bekenntnisse dieses Mannes, mit dessen Kunstlehre sich jeder auseinanderzusetzen muß und der selbst so freimütig Hauptmanns Kunst würdigen konnte.

Die Verlagshandlung konnte das Schriftstellerjubiläum Spielhagens nicht würdiger feiern als durch eine ebenso preiswerte wie sorgfältige Ausgabe seiner berühmtesten Romandichtungen. In fünf eleganten Bänden stehen die „Problematischen Naturen“, „Sturmflut“, „Was will das werden“, „Sonntagskind“, „Stumme des Himmels“, „Opfer“ und „Frei geboren“ vor mir. Das ganze Werden der Spielhagenschen Dichtkunst ist an diesen Werken zu verfolgen. Ein gewaltigerer Lesestoff ist selten von einem lebenden Dichter zu einem so erstaunlich

niedrigen Preis geboten worden. Und das deutsche Volk kann seinen ehrwürdigen Jubilar dadurch am schönsten feiern, daß es dieser neuen Ausgabe seiner Werke einen Ehrenplatz in seinen Bücherchränken anweist. — K. G. Wndr.

Dr. Johannes Meyer: Die früheren Besitzer von Arenenberg. Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon. Nach den Quellen bearbeitet. Zweite, stark vermehrte Auflage mit 16 Vollbildern. Verlag von Huber & Cie. in Frauenfeld 1908. Preis brosch. Fr. 5.50, geb. Fr. 6.50.

Die von Dr. J. Meyer mit gründlicher Sachkenntnis und liebevoll-sorgfältigem Quellenstudium verfaßte, nun bereits in zweiter, stark vermehrter Auflage vorliegende Schrift über „die früheren Besitzer von Arenenberg“, kann allen Geschichtsfreunden, auch solchen die mehr Laien als Fachmänner sind, angelegentlich empfohlen werden. Hübsche Illustrationen und praktische urkundliche und literarische Nachweise und Anmerkungen schmücken das handliche Büchlein, das uns über die Schicksale und Erlebnisse der Königin Hortense und des Prinzen Ludwig Napoleon bis in historisch interessante und denkwürdige Einzelheiten hinein mit eingehender Liebe orientiert. Wer heute auf dem reizvollen Fleckchen Erde steht und den Blick von der Terrasse des Schlosses Arenenberg über die vor ihm ausgebreitete Landschaft und ihre gegenwärtigen Schönheiten schweifen läßt, dem wird es eine nicht unwillkommene Abwechslung bereiten, an Hand dieses zuverlässigen Führers und Beraters auch einmal die reichhaltigen Bilder und königlichen Gestalten aus dem Schattenreiche nicht allzu ferner Vergangenheit vor sein Auge herauszubeschwören und mit ihnen geistige Zwiesprache zu halten. Bei einem solchen Gedankenaustausch mit bedeutungsvollen Menschen, die vor uns die gleichen Wege und Stufen betreten haben, pflegen wir meistens sehr zu unserer eigenen, aber oft recht heilsamen Beschämung, sehr lehrreiche Blicke in längst dahingegangene

Herzen und Köpfe zu tun, die auch einst den herrlich stolzen Traum, wie weit sie es im Leben schon gebracht hätten, nur mit Unlust und Enttäuschung zu Ende geträumt haben. In diesem Sinne ist die gewaltige Muse der Geschichte doch immer eine strenge, aber treffliche Lehrmeisterin, und wo wir ihrer Erfahrungen in ungezwungener und anregender Weise teilhaftig werden können, müssen wir dem, der uns diesen Genuß zu vermitteln bestrebt war, uns besonders dankbar erweisen! —

A. Sch.

Karl Frey: Heimatvolk, Skizzen und Novellen. Aarau 1907. H. R. Sauerländer & Cie. Gr. 8°. 201 Seiten. Preis: 3 Franken.

Kein Zweifel, der Autor dieser merkwürdig unausgeglichener Arbeiten hat Talent. Er kann sehen und weiß das Gesehene zu gestalten. Dafür zeugt der „Sigrift Mathis“, der mit den dem Tode geweihten Glocken der Dorfkirche stirbt, — dafür zeugt vor allem die hübsche Studie „Mariandls Wallfahrt“. Diese Alte, die einen weiten Bittgang beschließt, um für ihre Enkelin, die Bree, einen Buben zu erbitten, und an der Dorfgrenze beim Kreuz wieder umkehrt, weil die Täden der Heimatliebe sie festhalten, lebt, ist gesehen und eine Gestalt von Fleisch und Blut. Freilich, hier wie dort wirken Zufälligkeiten etwas unkünstlerisch, dort der Riß, den die große Kirchenglocke am

letzten Tage ihres Daseins bekommt, hier die merkwürdige Tatsache, daß die alte Mariandl grad im Augenblicke stirbt, da ihr der ersehnte Urenkel geboren wird. Das ist gemacht und entbehrt der inneren Wahrscheinlichkeit. Zudem hinterläßt der Stil schon dieser kürzeren Erzählungen den Eindruck des Saloppen, des rasch Hingeworfenen. Aber — wie gesagt — man nimmt das in den Kauf, weil die Erzählung so übel nicht und weil in psychologischer Hinsicht nicht allzuviel auszusehen ist. Ein bescheidenes Talent meldet sich hier anspruchslos zum Wort und erweckt in uns die Hoffnung, daß bei einiger Selbstzucht noch hübsche Gaben zu erwarten seien.

Deshalb bereitet uns die größere Erzählung des Buches eine starke Enttäuschung. „Der Töbelibauer“ ist eine Schauer Geschichte ohne jeglichen dichterischen oder psychologischen Wert und zudem in einer Sprache vorgetragen, die an die Hintertreppenromane schlimmster Sorte erinnert. Auf der Höhe dieser Sprache steht die flüchtige Komposition des Ganzen, so daß wir dem Autor nur den Rat geben können, in Zukunft sich die Arbeit nicht gar so leicht zu machen und seine Phantasie ein wenig beim Kunstverstand in die Lehre zu schicken, bevor er uns eine neue Gabe schenkt. So lange wollen wir mit einem abschließenden Urteil über Karl Freys Dichterberuf noch zuwarten.

H—M—r.



Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid** in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt an ihn zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in Bern.